

Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

36. Mittwoch, am 4. Mai 1842.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

Th. Hook's ausgewählte Romane. Aus dem Englischen von E. A. Moriarty und J. Seybt. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1842.

Th. Hook, dieser beliebte Romandichter England's, wurde im Jahre 1788 geboren und starb im vorigen Jahre. Er wurde zugleich mit Byron und Peel in der Schule zu Harrow erzogen und studirte in Oxford die Rechte. Bald aber verließ er die juristische Laufbahn und wandte sich ganz der Literatur zu. Er schrieb zuerst für die Bühne und alle seine Theaterstücke wurden mit großem Beifall angenommen. Den meisten Ruhm gewann er sich jedoch durch seine Romane, denen zwar der romantische, nationale Hintergrund W. Scott's und die elegante Philosophie Bulwer's fehlt, die aber frei von der allzu detaillirten Malerei des ersteren und von den langweiligen Raisonnements des letzteren sind. Ihr vorzüglichster Werth besteht darin, daß sich in ihnen das englische Leben, namentlich die Sitten der höheren Welt in London treffend abspiegeln. Die geistige Dede und innere Verworfenheit dieser Welt schimmert aus dem Hintergrunde hervor, während eine Menge komischer, trefflich nach dem Leben gezeichneter Figuren den Vordergrund einnimmt. Ein geistreicher Witz verbreitet über Alles sein Licht und weiß den Leser stets in heiterer Laune und Spannung zu erhalten. Von den besten dieser Romane hat nun der Buchhändler J. J. Weber in Leipzig eine deutsche Uebersetzung veranstaltet, von welcher zwei Bändchen vor uns liegen. Diese Bändchen enthalten den ersten Theil von Jack Brag und den ersten Theil von Gilbert Gurney, auf welche sich insbesondere alles das anwenden läßt, was wir über Hook's Romane im Allgemeinen ausgesprochen haben. Die Uebersetzung selbst aber rührt von den schon längst rühmlich bekannten Uebersetzern E. A. Moriarty und J. Seybt her und ist so gelungen, daß sie sich wie ein gutes deutsches Original liest. Wir empfehlen sie daher dem vaterländischen Lesepublikum mit dem Bemerkten, daß das schön in Stahl gestochene Portrait Hook's dem ersten Theil von „Jack Brag“ beigegeben und die äußere Ausstattung der beiden Bändchen überhaupt trefflich zu nennen ist.

Balladen und Romanzen von Wolfgang Müller. Düsseldorf, Verlag von J. H. C. Schreiner. 1842. (188 Seiten. 8.)

Wolfgang Müller hat in dem vorliegenden, Alexander v. Humboldt gewidmeten, Buche seine eignen Balladen und Romanzen, ingleichen seine freien Uebersetzungen derartiger Dichtungen aus dem Spanischen und Englischen zusammengestellt. Alle diese Arbeiten bezeugen ein schönes Dichtertalent, einen gebildeten Geschmack, kräftige Handhabung der Sprache und große Gewandtheit in verschiedenen Formen. Zuerst werden uns „deutsche Sagen“ vorgeführt. Sie wandeln weder auf dem Rothurn, noch wanken sie auf Stelzen, sondern schreiten fest und einfach einher, obschon sie immer oben bleiben auf der Höhe der poetischen Anschauung. Am meisten hat uns darunter „Herzog Otto's Liebe“ gefallen, ein Gedicht, welches bereits aus Anthologien allgemein bekannt ist. In einigen Stücken fanden wir Stoffe behandelt, die schon von Anderen auf dichterische Weise dargestellt worden sind, z. B. Seite 19 „Ludwig des Eisernen Mauer“ von E. Ortlepp und „Johann von Böhmen“ von Gustav Schwab. Auf die Sagen folgen „vermischte Balladen“, von denen die erste, „Harald“, ebenfalls einen schon mehrfach dichterisch behandelten Gegenstand zum Vorwurf hat, sich aber durch Neuheit des Schlusses auszeichnet, und eben so, wie die darauf folgende Ballade, „Schönster Tod“ und einige Natur- und Lebensbilder aus dem südlichen Amerika, die an Freisigrath erinnern, hervorgehoben zu werden verdient. Die dritte Abtheilung enthält: „Romanzen aus dem Spanischen“, deren Eigenthümlichkeiten glücklich aufgefaßt und wiedergegeben sind. Da hier alle Stücke gleichen extensiven und intensiven Werth haben, so machen wir keines besonders namhaft. Der vierte Abschnitt endlich bringt „freie Uebersetzungen aus dem Englischen“, Gedichte nach Burns, Byron, Shelley, W. Scott und Landon. Höchst ausgezeichnet darunter sind: „Der schwarze Mönch und Chillon nach Byron“, sowie „Lochinvar nach W. Scott“, Stücke in einer so kräftigen und wohl lautenden Sprache abgefaßt, daß wir vorzügliche deutsche Originaldichtungen vor uns zu haben glauben.

Die äußere Ausstattung der empfehlenswerthen Sammlung ist höchst splendid zu nennen.

Die Jungfrau vom See. Ein Gedicht in sechs Gesängen. Aus dem Englischen des W. Scott. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1842.

Inhalt und Werth von Walter Scott's „Jungfrau vom See“ sind schon allgemein bekannt und anerkannt. Wir besitzen dieselbe schon in mehreren Uebersetzungen. Dennoch ist die gegenwärtige schon um deswillen nicht überflüssig, weil ein so klassisches Gedicht des Auslandes immer von Neuem unter uns verbreitet zu werden verdient. Sieht man ihr auch an, daß sie Uebersetzung ist, so hat ihr ungenannter Urheber doch manche Schwierigkeiten überwunden, an denen frühere Uebersetzer gescheitert sind. Der Sinn des Originals ist nirgends verfehlt, der Farbenschmelz desselben möglichst treu wiedergegeben und die Form desselben in ihren Einzelheiten beibehalten worden. Mehrere Stücke sind wahrhaft gelungen zu nennen. Dieß gilt namentlich von einigen der eingewebten Balladen und Gesänge. Alles dieß müssen wir um so mehr rühmen, je mehr wir mit dem Fürsten Pückler („Briefe eines Verstorbenen“ Band II, Seite 281) erwägen, wie die deutsche Sprache bei allem ihrem Reichthum vorzugsweise etwas Unbehülfliches für Uebersetzungen aus der englischen Sprache hat, der dagegen ihre Zusammensetzung aus so vielen Sprachen eine ganz eigenthümliche Leichtigkeit giebt, fremde Gedanken auszudrücken.

Die äußere Ausstattung ist sehr splendid zu nennen.

Adolf Hube.

König Rubezahl und seine Gnomen. Gedicht in zwanzig Gesängen von Heinrich Schwarzschild. Frankfurt am Main, Verlag von Wilhelm Röchler. 1842.

Ein Seitenstück zu Wieland's „Oberon“ und ein würdiges; in der Form denselben bei weitem übertreffend. Seit Schulze's „Cäcilie“ ist uns der reine Glockenton der Ottavereime nicht so lieblich an's Ohr geklungen. Wenn immer auch einige Härten — und deren nicht wenige — vorkommen mögen — so ist doch bei einem Gedicht von zwanzig Gesängen und den mannigfachen Schwierigkeiten, die unsere Sprache in dieser Beziehung mit sich führt, das Technische in hohem Grade gelungen zu nennen. Die Fabel ist im Ganzen einfach und doch fortwährend spannend und unterhaltend. Manche Episoden und Anspielungen auf moderne Zeit-

und Literaturzustände würden wir nicht ungern vermischen; zum harmonischen Ganzen gehören sie wesentlich nicht.

Eins nur möchten wir tadeln, oder richtiger gesagt, unserer Zeit nicht ganz angemessen erachten: das ist eine bisweilen auffallende gewisse behagliche Breite, eine große Ausführlichkeit in der Exposition, wie sie besonders einer vergangenen Literaturepoche eigen ist. Wieland ist groß in dieser Art der poetischen Breite und — geistreichen Geschwätzigkeit. Unsern Tagen will dieß nicht mehr so recht zusagen; wir haben nicht Zeit genug, so dicke Bände romantischer Erzählungen mit gehöriger Ruhe durchzulesen und in's „alte, romantische Land“ uns so lange zu verstreifen; wir haben mehr zu thun: wir sind jetzt so geschäftig, so regsam, so vielseitig, wir wollen Alles kennen, von Allem kosten, Alles durchjagen. Wir lieben jetzt vorzugsweise das Pikante, eine eigenthümliche Art der Lyrik, mit etwas politischem Beigeschmack.

Dieß mag auch wohl der Grund seyn, weshalb in einer Leipziger „Zeitung“ so hart, und — unserer Ansicht nach — ungerecht über dieses Gedicht geurtheilt ist. — Wie wir hören ist der Verfasser Dr. med. und praktischer Arzt in Frankfurt; die Ausstattung des Buches ist wahrhaft prachtvoll.

Dr. J. Henning.

Apollon's Ankunft in Delphi, von P. W. Forchhammer. Einladungsschrift zu einem am Geburtstage Winkelmann's in der akademischen Aula zu Kiel zu haltenden Vortrag. Kiel, 1840. Schwesb.

Wenn ich vor das Forum der geehrten Leser dieser Zeitschrift einen Gegenstand bringe, der nicht zu den gewöhnlichen gehört, so wird mich hoffentlich zweierlei entschuldigen; einmal, daß ich hier in aller Kürze die geehrten Leser auf eine kleinere Schrift eines der geistreichsten Gelehrten der Gegenwart, der auf dem Felde der mythologischen Forschungen so ziemlich eine ganz neue Bahn gebrochen hat, aufmerksam mache, und sie dadurch aufmuntern will, sich der Lektüre der größern Schrift dieses Mannes: „Hellenika,“ im Neuen das Alte, von der leider bisher nur erst der erste Band erschienen ist, zu unterziehen; zweitens, weil in Wahrheit die Tendenz dieser Zeitschrift den zu besprechenden Gegenstand in jeder Hinsicht dennoch nicht von ihrem Bereiche ausschließt. Wenn nun Stuhr sagt: „Wenn in der gegenwärtigen Zeit irgend eine Wissenschaft sich in einem Zustande befindet, welcher dem der leidenden So-

phia der Gnostiker gleicht, so ist es wohl die Mythologie. Entweder kümmert man sich gar nicht um sie und läßt sie, als eine Wissenschaft, die sich im Reiche der Fabel bewege, bei Seite liegen, oder man treibt mit ihr auf vielfache Weise Mißbrauch. Was das Vernachlässigen derselben betrifft, so ist dieß ein schlimmes Zeichen der Zeit: denn es offenbart sich daran die Dürre des Gemüthes, die Erstarrung des Seelenlebens, woran unsere Zeit, in Mäthzigkeit verschmachtend, leidet. Was aber den Mißbrauch betrifft, so ist derselbe ein eben so schlimmes Zeichen: denn es offenbart sich daran ein krankhafter Zustand des vom Krampf ergriffenen Geistes unserer Zeit, der in seiner Armuth und Dürstigkeit sich unbefriedigt fühlt, und, um die Leere auszufüllen, nach dem Ueberschwenglichen hascht. Einfach die Geschichte des religiösen Lebens der heidnischen Völker aufzufassen, das ist man in unserer Zeit nicht im Stande." — So hat er in vieler Beziehung sehr Recht, wenn wir gleich hiermit unsere Billigung des besagten Werkes noch nicht als völlig abgeschlossen erklären wollen. Aber fürwahr, es hat Jahrhunderte lang sonst unerklärlich der Irrwahn geherrscht, als habe eben die griechische Mythologie und Religion in nichts Anderem bestanden, als jenen uns oft bis zum Ekel in faden mythologischen Handbüchern aufgetischten Fabeln und Märlein. Und das innigste Bedauern, der gerechteste Unwille muß Jeden ergreifen, der es mit der Vergangenheit des edeln Hellas und mit sich selbst auch und seinem Streben für die Wissenschaft redlich meint, wenn er in unsern Tagen noch derartige Mißgeburten erscheinen, aufs Neue aufgelegt und selbst — es ist kaum glaublich — dem weiblichen Geschlechte als schmackhafte Gabe dargeboten sieht: man denke an die sogenannten Mythologien eines Seybold, Kammler, Moriz, Pitiscus und dergleichen Kompositionen mehr. Abgesehen des anderweitig Schädlichen, das diese Produkte müßiger Stunden bewirken, muß man ihnen auch das große Unrecht völlig beilegen, das sie den alten Hellenen zufügen, indem sie dem Irrglauben fröhnen helfen, daß dieses Volk keine Religion oder doch nur eine verrückte gehabt habe. Und gleichwohl hat die Neuzeit, besonders unter Vortritt des scharfsinnigen und tiefdenkenden Gerhard so allseitig Gediegenes über diesen Gegenstand bekannt gemacht! Aber es wird wohl die Schuld der vielseitigen Unbekanntheit mit diesen herrlichen Forschungen, selbst auf vielen Gymnasien, zum Theil wenigstens jenen großen Forschern selbst beizulegen seyn, da sie es bis jetzt wenigstens nicht über sich haben gewinnen können, ein Handbuch zu veröffentlichen, wie es wohl an der Zeit wäre.

Zu den geistreichen Forschern in der hellenischen Mythologie gehört nun unbezweifelt Herr Professor P. W. Forchhammer zu Kiel, der in seiner schon erwähnten „Hellenika“ einen neuen Weg betrat, den wir ihn auch in der oben angezeigten Abhandlung treulich befolgen sehen. Man hat über diesen Weg von mancher Seite, es fragt sich freilich mit welcher Anwartschaft, sehr ungünstig geurtheilt, besonders die Klasse von Gelehrten, welchen im alten Duster so wohl zu Muth war, und alle die, welche allein das Wahre finden zu können vermeinen; ja man hat es sogar nicht unter seiner Würde gefunden, auf eine kindische Weise Invektiven gegen den achtbaren Gelehrten zu gebrauchen (vergleiche „Ulrich's Reisen und Forschungen in Griechenland.“ Theil I, Seite 68 und „Verlach's historische Studien“ Seite 4), die ihre Verfasser nimmer gebührend werden rechtfertigen können: man hat durch kurze, abgerissene, absprechende Vernichtungsurtheile den Stab über eine Schrift zu brechen sich unterfangen, die, allein das Geographische in's Auge gefaßt, ihres Gleichen an Gediegenem, Tiefgedachtem, Genaubeobachtetem lange suchen wird. Doch genug dieser Worte, die uns diese traurige Erfahrung abnöthigte, deren der Verfasser der fraglichen Abhandlung selbst auf Seite 4 und 5 gedenkt, wo er aller Beachtung würdige Aeußerungen thut. Herr Prof. Forchhammer bespricht in dieser Abhandlung ein Etruskisches Spiegelbild, das auch, nebst einigen Anderen auf den beiden beigefügten lithographirten Blättern, wiedergegeben ist. Leider können wir hier, wie Jeder wohl einsehen wird, wegen beschränkter Raumes weder auf einen spezielleren Auszug der artistischen Beschreibung des auf diesem Spiegel Dargestellten, noch auf eine Würdigung des vom Verfasser darüber Gesagten eingehen, das wir Beide der eigenen Lektüre, den Kenntnissen und Ansichten der geehrten Leser überlassen müssen, die an Derartigem regen Antheil nehmen; nur das wollen wir kurz bemerken, daß das Bild, welches im Original zu den ausgezeichnetsten gehört, die Uebergabe des Orakels von Delphi an Apollon von Seiten des Poseidon und der Thetis darstellt.

Nach der Einleitung, worin der Verfasser das von ihm bisher befolgte Verfahren bestmöglichst zu rechtfertigen sucht und in kurzen treffenden Zügen die Bestrebungen der Gelehrten der Neuzeit darlegt, auch rechtfertigt, warum er nicht den Weg rückwärts, sondern vorwärts bei der Erklärung eingeschlagen habe; giebt er auf Seite 9 einige Resultate der Forschung aus dem ersten Bande der „Hellenika,“ die zur Erklärung des Folgenden erforderlich waren, und die wir, da sie das Ver-

fahren des Verfassers am deutlichsten zeigen, hier wörtlich mittheilen wollen. Er sagt: „Ich habe in jenem Werke eine Menge Mythen und durch eine in's Einzelste gehende Erklärung derselben nachgewiesen: daß die Götter der griechischen Religion geistige Wesen sind, welche sich in der körperlichen Natur offenbaren, und namentlich in den Theilen der Natur, welche sich bewegen und sich verändern, daß jede Handlung dieser Geister einer Bewegung der materiellen Natur entspreche, daß wie die Bewegung in der Natur sich jedes Jahr (und zum Theil jeden Tag) erneuert, so die ganze Göttergeschichte sich in demselben Zeitraume wiederholt; daß daher bald der eine Gott, bald der andere an einem Orte gegenwärtig ist, bald der Gott des Regens, bald die Göttin der heiteren Luft, bald die Göttin der Wolken, bald der Gott der Sonne, bald der Gott der Erdbewässerung, bald der Gott der Entwässerung; daß jedem Gott im Jahreszyklus sein Fest, sein zyklisches Fest zu der Zeit gefeiert wurde, wenn er durch sein Erscheinen in der materiellen Natur sich gegenwärtig zeigte, dem Gott der Erdbewässerung im Winter, in dem Monat, der nach ihm benannt war, dem Gott der Entwässerung im Frühling, in seinem Monat. Ich habe bewiesen, daß Apollon Gott der Entwässerung ist, daß er wirkt theils durch Verdampfung, theils durch Abfließen, theils durch Versiegung, daß er eben deshalb Gott des Frühlings, der jugendliche Gott der jugendlichen Welt ist, daß er wirkend durch Versiegung ein Apollon Ptoos, durch Abfließen ein Apollon Delphicos und weil das fließende Wasser rauscht, ein Apollon Musagetes der Natur und darum dann auch der Gott der menschlichen Musik, daß er ferner wirkend durch Verdampfung ein Apollon Pythios ist, der im Monat Pythios Orakel giebt, indem er aus dem hingestreckten Leib der Schlange, d. h. des sich schlängelnden Flusses, Dünste aufsteigen läßt, daß überhaupt alle ursprüngliche Verheißung des Delphischen Gottes in der den Frühling verheißenden Verdampfung der winterlichen Nässe besteht; endlich, daß die winterliche Ueberschwemmung die Krankheit und die Ungerechtigkeit in der Natur ist, und Apollon, weil er davon befreit, deshalb der Gott der Heilkunst und der Gerechtigkeit. Ich habe bewiesen, daß Juno oder Here, die Göttin der Wolken und deshalb vorzugsweise die Verschleierte, die *nupta*, die Gemahlin des Gottes im Aether, Zeus, ist; daß die *Thetis*, welche Flüsse und Quellgötter in den Himmel ruft, Göttin der in den Himmel aufsteigenden Wasserdünste ist; daß die Schlange immer Symbol des sich schlängelnden

Flusses, die Chimäre immer Symbol des Sturzbaches ist, daß das Haupt (*Rephale*), wie der Heros *Rephalos*, den Hauch der Erde, den Nebel bedeute. Endlich daß Poseidon der Erdbewässerer ist und heißt.“

(Beschluß folgt.)

Fortsetzungen.

Sämmtliche Schriften von Henriette Hanke. Ausgabe letzter Hand. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1842. (13. bis 16. Band. 114, 120, 131 und 152 Seiten.)

Der treffliche Roman *Claudie* macht den Inhalt dieser 4 Bände aus. Seinen Inhalt wie seine Tendenz bezeichnet das Motto:

„Wie groß wird unsere Tugend, wenn unser Herz bei ihrer Uebung bricht!“

und die Muster acht weiblichen Sinnes, welche die edle Verfasserin darin aufstellt, eignen das Buch ganz zu der wohlthuendsten und, der Himmel gebe, einflussreichsten Lektüre.

Literarische Notiz.

Im Verlage von Bauer und Raspe in Nürnberg wird in Verbindung mit Mehreren Franz Waldbt ein Werk unter dem Titel: *Die Literatur der Deutschen in Biographien nach alphabetischer Ordnung*, herausgegeben, das gewiß mit Beifall aufgenommen werden wird. Der Gedanke dazu ist gut und zweckmäßig und bei dem reichen Umfange, welchen der Herausgeber ihm zu verleihen beabsichtigt, dürfte es ein sehr willkommenes Handbuch werden, und allerdings ein wichtiges Hülfsmittel zur Geschichte der Literatur selbst. Ein Probeheft giebt vorläufig den sehr reichen Inhalt des Buchstaben *A* an, worin wir keinen deutschen nur irgend in dieser Beziehung bedeutenden Namen vermissen, und die Biographien von der Prinzessin *Amalie von Sachsen*, *Freiligrath*, *Paul Gerhard*, *Ulrich v. Hutten*, *Th. Körner*, *Heinr. Suso* und *Konrad v. Würzburg* liefern gelungene Proben von der Art der Ausarbeitung, wobei die genaueste Angabe sämmtlicher Schriften der Genannten kein kleines Verdienst ist. Bei dem Versprechen der geachteten Buchhandlung, daß alle Lieferungen, welche die Zahl 40 übersteigen, gratis verabsolgt werden sollen, die Lieferung von 9 Bogen nur 6 Gr. kosten wird, und für die Dauer von 10 Jahren nach Beendigung des Werkes keine Preisherabsetzung stattfindet, wird die Subskription gewiß befriedigend ausfallen.

Th. Hell.